

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 19

Artikel: Werktagstracht und Mehranbau
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

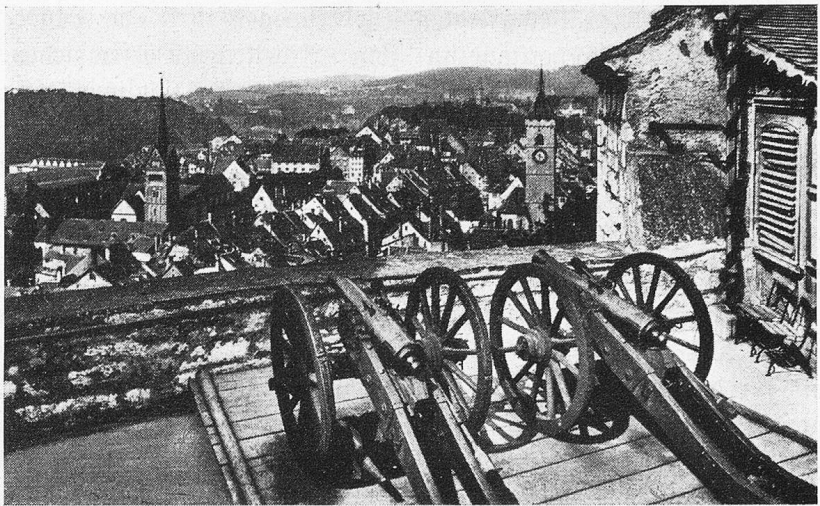
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chen. Die Fahne flattert hernieder. Ein ander Mal! Der Bauer hat hier herum das Wort. Die Kulturen stehen gut. In dieser schweren Kriegszeit fängt auch der Städter an, ihnen Verständnis entgegenzubringen. Mögen Sommer und Herbst so gut werden, wie der späte Frühling verspricht! Was die Reben von Hallau dort unten wohl bringen?

Bald meldet sich die Stadt am Rheine schon an. Ich bin noch früh. So darf ich dem Munot noch Grüßgott sagen, und ich übersehe von der Finne der Burg das Meer der Dächer stromauf und -ab und nach Feuerthalen hinüber. Ich liebe Schaffhausen. Und bevor ich dem farbenbunten Grenzort mit seinen denkwürdigen Zeugen der Vergangenheit mein Lebewohl zuwinke, nimmt



Blick vom Munot auf Schaffhausen

er mich noch einmal gefangen. Das heißt: er spielt seinen letzten und herrlichsten Trumpf aus, den Rheinfluss! Mächtig brausen die Wasser herauf und blitzen in der Abendsonne.

Werktagstracht und Mehranbau

In gewissen Gegenden der Schweiz, vor allem in den Ackerbauantonen, hat die Werktagstracht in kurzer Zeit ihren wahren Triumphzug durch die Dörfer angetreten. Besonders dort, wo sie an alte Trachtentraditionen anknüpfen konnte — aber auch anderswo — ist sie zum eigentlichen Kleid der Bäuerin geworden. Die ländlichen Frauen haben sie ausprobt und gefunden, daß kein anderes Arbeitskleid gleichzeitig so schön und praktisch ist. Schön deswegen, weil es in Farben und Formen sich harmonisch der schweizerischen Landschaft und dem schweizerischen Bauernhaus anpaßt — praktisch auch in seiner Machart. Der bauschige Rock steht auch breiten Hüften wohl an, und der zierliche Niederschnitt täuscht eine Taille vor, wo keine ist. Man stelle eine Bauernfrau in Werktagstracht und eine andere in Warenhausfähnchen vor das kritische Auge eines Künstlers und frage, welche die Schönere sei! Zehn gegen eins, die Trachtenträgerin wird ihm viel besser gefallen.

Über die Herstellungskosten einer Arbeits-tracht herrschen mancherorts falsche Vorstellungen. Viele Leute glauben sie weiß Gott wie teuer. Bei uns im Kanton Schaffhausen kam vor dem Krieg eine baumwollene Werktagstracht auf zehn bis zwölf Franken zu stehen, vorausgesetzt, daß die Trägerin sie selber nähte. Heute sind es einige Franken mehr.

Auch die oft geäußerte Ansicht, eine Tracht gebe im Sommer zu heiß, ist falsch. Der baumwollene, halbleinene oder leinene Blau- oder Braundruck gibt nicht wärmer als irgend ein anderes Sommerkleid. Auf die Unterziehluse kann bei großer Hitze verzichtet werden, indem ein knüpfelige Hemdärmel, meist aus altem Leinen, getragen werden. Bei einigermaßen fleißigem Wechsel von Ärmeln und Schürzen sieht die Bäuerin immer sauber aus, auch wenn der Rock selber einige Wochen lang nicht gewaschen wird. Halstüchlein oder „Brüechli“ werden meistens auf dem Acker ausgezogen und erst zum

Heimgehen wieder umgelegt. Die Ausgeh-Schürze wird selbstverständlich zum Arbeiten mit einer richtigen Feldschürze vertauscht.

Kurzum, die schweizerische Werktagstracht von heute hat alle Tugenden, die man sich nur wünschen kann, sie ist praktisch, schön und billig dazu. Aber über alle diese Vorzüge hinaus besitzt sie einen unschätzbaren geistigen Wert: sie ist ein wirkliches Bekenntnis zur Heimat und zum Bauernstand! Wer immer sie trägt, bekundet Verständnis für das Landleben und darüber hinaus nationales Empfinden.

Und daher gehört die Tracht zum Anbauwert unserer Tage wie das Tüpflein aufs i. Zum bäuerlichen Schaffen das bäuerliche Kleid! Hoffentlich sehen bald alle Bäuerinnen unseres Landes ein, daß sie in der Werktagstracht hundertmal schöner und würdiger angezogen sind als in einem alten, verschliffenen und abgeschossenen Kunstseidenlumpen, oder gar in einem stoffarmen, scheckigen Overall, der nicht einmal recht die Knie deckt. Ein wunderbarer Anblick bei dicken Frauen, die überdies Velo fahren!

Die Städterinnen aber, die helfend in die Dörfer ziehen, mögen eines bedenken: Wenn sie sich in Sitte und Kleidung dem Landvolke anpassen, wenn sie nicht durch auffallendes Gebaren zu einem Ärgernis werden, dann geht von einem Stand zum andern ein herzliches Einvernehmen, ein buchstäbliches „Stadt und Land miteneinander!“ Unsere Bauern haben nun einmal mit Recht an einer heuenden Studentin in Überhosen weniger Freude als an einer Helferin in Werktagstracht. Darum möge sich auch die auf dem Lande arbeitende Stadtbewohnerin wenn immer möglich für Anschaffung eines bäuerlichen Kleides entschließen. Es ist ein wertvolles Zugeständnis an den Nährstand unseres Volkes, dem allein wir es danken müssen, daß wir heute noch nicht Hunger leiden.

Auskunft über alle Trachtenfragen geben die kantonalen Trachtenberatungsstellen, vor allem auch die Beratungsstellen der schweizerischen Trachtenvereinigungen im „Heimathus“ an der Uraniabrücke in Zürich.

Ruth Blum

Mira

Ein Wort — ein Leben

Verborgten hinter dicht gescharten Tannen halten sich die langgestreckten Gebäude eines Bades, dem heilkräftige Quellen allmählich Welkruf verschafft haben. Weit dehnt sich ringsum das schweigende Reich des Forstes. Ein Stück Schwarzwaldlandschaft ist's mitten im Herzen der Schweiz. Wer auf einem der sauber bekiessten Wege so lange lustwandelt, bis er aus dem Dämmerlicht der Bäume ins Freie tritt, in die helle Sonne, dem treten plötzlich mit Wucht und scheinbar zum Greifen nahe die eisgepanzerten Riesen der Berner Alpen entgegen. Eine ebenso gewaltige als edelgeformte Burg ist's. Sie hat vor sich einen Graben, wie sich's gehört, aber nicht einen schmalen Tümpel mit grün überzogenem, faulem Wasser, sondern einen lieblichen lachenden See mit kristallinem Spiegel.

So ist es mit der Fernsicht am Waldrand herrlich bestellt, bescheiden aber sind die Dinge, die das Auge in der nächsten Umgebung schaut: magere Ackerlein und dürftige Mättelein, unsäglich steinige, steile Wege, ärmliche Hütten mit niedern Stübchen und engen Geißenstälchen. Nicht für die beschauliche Betrachtung des Elends in der Nähe, sondern damit die Pracht der Ferne gebührend bewundert werden könne, hat der Badwirt dort, wo die harzigen Tannen noch den letzten Schirm spenden, eine Ruhebank errichtet.

Auf dieser saßen an einem gut warmen Nachmittag des Vorsommers einige Kurgäste. „Großmama,“ riefen zwei Knaben mit feiner, hochdeutscher Aussprache, „wie heißen die Berge dort, die spitzen, schaurigen?“ Die ältere Dame,